

N° 23 — 6. JUNI 2020

DAS MAGAZIN



An *Tagen* wie diesen

Ein Lockdown-Erinnerungsheft

Warten auf die Absage

NICOLA SPIRIG, 38, Triathlon-Olympiasiegerin, trainierte in einem Privatpool.

Es war das geringste aller Corona-Probleme, aber als das IOC am **24. März** endlich bekannt gab, dass die Olympischen Spiele verschoben werden, war ich wahnsinnig erleichtert.

In den Wochen zuvor hatte sich alles um mich herum geändert. Aber ich musste mich weiter so verhalten, als wäre nichts, musste 100 Prozent auf etwas hintrainieren, das zu 95 Prozent abgesagt werden würde. Eine vierjährige Vorbereitung abbrechen, wenn man nicht ganz sicher ist? Das tut man nicht.

Als die Hallenbäder schlossen, fragte ich auf Instagram, ob jemand von einem privaten Pool wisse, in dem ich trainieren könnte. Ich erhielt viele gute Rückmeldungen, aber einige hatten auch Mühe damit. Sie meinten, ich denke bloss an mich. Das hat mich traurig gemacht. Vielleicht hätte ich dazuschreiben sollen, dass ich mir der Nichtigkeit meines Problems bewusst sei. Aber wenigstens war das eines, das ich lösen konnte.

Sport ist nun einmal meine Arbeit. Ich bin es gewohnt, dass gewisse Leute nicht gut finden, was ich mache. Das war schon bei meinen drei Kindern so. Viele sehen Spitzensport und Schwangerschaft heute leider noch immer sehr kritisch. Ein Mami als Sportlerin, da wirst du komisch angeschaut.

Als die Verschiebung der Spiele beschlossen war, dachte ich nicht: «Ou nein, ein Jahr mehr trainieren!» Ich dachte: «Wie gut, jetzt habe ich ein Jahr mehr Zeit.» Unser Jüngster kam im Frühling 2019 zur Welt, seither war alles etwas knapp. Die Geburt, der Aufbau, es war eine grosse Herausforderung. Ich laborierte seit Wochen an einer Entzündung am Hüftbeuger. Nun war Zeit, die Verletzung auszukurieren.

Am Anfang war ich deswegen noch gestresst, aber bald sah ich, dass uns als Familie die Pause guttut. Wir waren daheim, genossen den Garten. Mir gefiel, dass wir uns nicht mehr ständig fragten, welchen Ausflug man unternehmen könnte oder ob es zwischen zwei Trainings für einen Besuch im Zoo reichte.

Ich trainierte weiter, aber weniger intensiv. Weil die Sponsoren- und Medientermine wegfielen, hatte ich trotzdem mehr Zeit. Ich konnte die Fotobücher gestalten, die ich seit anderthalb Jahren machen wollte. Ich hörte Podcasts, las Interviews. Das kommt sonst immer zu kurz, dabei ist das extrem lehrreich: Wie machen es andere Sportlerinnen und Sportler?

Ich hatte mich gefreut, nach den Spielen noch mehr Zeit mit den Kindern zu verbringen, ohne Trainingsdruck. Aber für den Fall, dass ich die Karriere bis 2021 fortsetze, gibt es darüber hinaus nichts, was nicht ein Jahr warten kann.

Warten auf die Welle

SUSANNE EICHENBERGER, 49, Spitalfachsärztin am Inselspital Bern, war auf alles vorbereitet.

Das Merkwürdigste war das Warten. Die ganze Zeit dachte ich: Jetzt kommt dann die Welle, wir müssen parat sein. Ich erinnere mich gut an das letzte März-Wochenende. Zwei, drei Wochen zuvor hiess es: Okay, in zwei, drei Wochen gehts auch bei uns am Inselspital in Bern los. Und nun?

Am Freitag, **28. März**, war es abends so ruhig wie lange nicht. Es hatte kaum Verunfallte, die Menschen waren ja zu Hause. Und die, die in gewöhnlichen Zeiten mit kleineren Sachen kämen, fehlten ebenfalls.

Freitagabende sind auf dem Notfall normalerweise besonders streng, aber ich konnte sogar etwas vor Dienstschluss heimgehen. Da war diese leise Hoffnung, dass wir von der Welle verschont bleiben. Zugleich wollte ich der Zuversicht nicht zu viel Raum geben, ich fürchtete, ich rede mir das ein, zur eigenen Beruhigung. Das Warten war auslaugend. Ich musste aufpassen, dass ich nicht die ganze Zeit auf Zack bin.

Bereits im Januar hatten wir Kriterien definiert, nach denen Reiserückkehrer auf das Virus getestet werden. Richtig ernst wurde das Thema für mich aber im Februar, als wir die Dienstpläne umzustellen begannen, für die ich auf dem Notfall auch noch zuständig bin, und vor dem Eingang provisorische Covid-19-Abklärungsstationen einrichteten.

Über allem schwebte diese Vorstellung, dass irgendwann massenweise Patientinnen und Patienten kommen würden. Ich geriet in eine Daueranspannung, von der ich mich eine Weile kaum lösen konnte. Ich sass bis in die Nacht am Compi, checkte Mails. Ich nahm wahnsinnig Anteil an dem, was in Italien geschah, ich sah die Bilder, las die Berichte. Ich weiss, wie stressig der Alltag in einem Spital sein kann, aber was man dort erlebte, schien mir unvorstellbar.

Ich bin erleichtert, dass es uns nicht so hart erwisch hat. Wir kamen nie an den Anschlag, sind nie am Limit gelaufen. Wir hatten immer genügend Platz und Personal für die Behandlung aller Patientinnen und Patienten, auch jener mit Covid-19. Das ist doch eine gute Nachricht, oder?

Was nicht so gut wäre: Wenn es jetzt heissen würde, wir hätten hysterisch reagiert. Es war schön zu sehen, wie viel am Inselspital angesichts der Pandemie möglich war, wie die Teams sich austauschten, wie viel Hilfsbereitschaft über interne Grenzen hinweg plötzlich herrschte. Das Engagement der Medizinstudierenden, die sich einarbeiten liessen, diese Solidarität, die niemand hinterfragte – das berührte mich.

Ich hoffe, diese Energie ist noch da, falls auf einmal eine zweite Welle droht.

Aufleeren Strassen

HEINZ, 51, Obdachloser, orientierte sich an den Sternen.

Ende März, Anfang April war Zürich wie ausgestorben. Ich kannte die Stadt noch nicht gut, war erst seit zwei Monaten hier. Aber wenn man draussen lebt und schläft, merkt man schnell, wenn etwas nicht stimmt. Die schönen Trams fuhren ohne Passagiere, die Bürgersteige waren wie leer gefegt. Die Essensausgaben waren zwar noch in Betrieb, aber sie hatten ein reduziertes Angebot. Und alle trugen Handschuhe und Mundschutz. Trotzdem: Wie gefährlich das Virus ist, war mir lange nicht bewusst. Ich sah zwar die Zettel an den Schaufenstern hängen, aber ich hielt das für eine übertriebene Vorsichtsmassnahme. Zeitung lese ich keine, ein Handy habe ich auch nicht mehr.

Trotzdem: Angst hatte ich nie. Als Raucher huste ich zwar viel, aber eigentlich bin ich bei guter Gesundheit. Ich bin mir ja auch einiges gewohnt: Man kann nicht zimperlich sein, wenn man draussen lebt. Ausserdem kam mir meine Menschenscheu zugute, ich mag es nicht, zu viele Leute um mich herum zu haben. Obwohl es draussen saukalt war, schlief ich deshalb nicht in einer der wenigen sozialen Einrichtungen, die noch offen hatten. Es waren unruhige Nächte, ich schlief schlecht und wachte immer um drei, vier Uhr morgens auf. Als die Geschäfte noch offen hatten, ging ich in den McDonald's am Hauptbahnhof und döste dort für zwei, drei Stunden weiter.

Die paar Leute, die in diesen Wochen auf den Strassen unterwegs waren, waren sehr grosszügig. Ich glaube, es war der **3. April**, als mir jemand fünfzig Franken gab, ein paar Wochen zuvor hatte ich sogar eine Hunderternote bekommen.

Wären die Menschen immer so spendabel, könnte ich mir irgendwann sogar ein Fahrrad leisten. Am liebsten hätte ich ein Peugeot oder ein Bianchi – ich bin ein alter Radl-Freak. Früher habe ich oft Radrennen geguckt, Tour de France, Giro d'Italia, aber seit sie alle mit diesem chemischen Zeugs hantieren, ist es mir verleidet.

In die Schweiz gekommen bin ich wegen den Uhren. Ich habe eine Schwäche für schöne Armbanduhrchen, auch wenn sie mein Budget übersteigen. Seit fünf Jahren bin ich auf Wanderschaft, wandere durch Europa, orientiere mich an den Sternen. Das haben wir in der Schule gelernt, Sternenkunde.

Ursprünglich komme ich aus Österreich, aufgewachsen bin ich in Zell am See. Eine schöne Gegend mit einem konservativen Menschenschlag. Vor langer Zeit habe ich als Barkeeper gearbeitet, in Zell am See und in Linz. Am Anfang, als junger Bursche, war das schön – die Frauen, der Alkohol. Dann wurde es schlimmer, ich habe einige schlechte Entscheidungen getroffen. Vor ein paar Jahren ist dann der Vater gestorben und kurz darauf die Mutter, das war eine merkwürdige Zeit, hat mich ziemlich aus der Bahn geworfen.

Lange hält es mich nie an einem Ort. Als Nächstes will ich nach Dänemark, da war ich noch nie. Dass die Grenzen zu sind, kümmert mich nicht gross. Es gibt immer einen Weg. Vielleicht komme ich später im Sommer wieder nach Zürich, wenn es wärmer ist. Mein grösster Traum aber wäre Australien. Ich müsste vielleicht den Bart wegmachen und meine Kleidung desinfizieren, damit ich ins Land hineinkomme, jetzt, wegen Corona. Und neue Schuhe brauche ich auch, diese hier sind hinüber, meine Füsse sind schon ganz geschwollen. Bis Dänemark ist es ja schon ein ganzes Stück Weg.